

6 | Die Pestschrift des Bamberger Arztes Adam Schilling

Regiment, wie man sich inn der grausamen unnd erschröcklichen Plage der Pestilentz bewaren/ auch so jemand damit behafftet/ mit Göttlicher verleihung und gnaden demselben soll gerathen werden – so lautet der Titel der 1575 in Nürnberg gedruckten Pestschrift des Bamberger Arztes Adam Schilling (gest. 1588). Bei Pestschriften handelt es sich um eine im 16. und 17. Jahrhundert weit verbreitete Form der Ratgeberliteratur, die medizinischen Laien Ratschläge gab, an welchen Symptomen sie Infektionskrankheiten erkennen, womit sie sich gegen diese schützen und wie sie diese behandeln konnten.¹ Der Autor war 1568 in die Dienste des Bamberger Fürstbischofs Veit (II.) von Würzburg (reg. 1561–1577) getreten² und diente in den folgenden zwanzig Jahren auch dessen Nachfolgern Johann Georg (I.) Zobel von Giebelstadt (reg. 1577–1580), Martin von Eyb (reg. 1580–1583) und Ernst von Mengersdorf (reg. 1583–1591) als Leibarzt (**Kat.-Nr. 15**); Letzteren begleitete er sogar auf einer Reise nach Kärnten.³

Schillings Schrift über die *Pestilentz* (**Kat.-Nr. 16**) umfasst 32 unpaginierte Blätter (die im Folgenden

angegebenen Seitenzahlen wurden ergänzt, um die Auffindbarkeit der Zitate zu erleichtern) und ist Fürstbischof Veit von Würzburg gewidmet. Den Anlass zu ihrer Publikation bildete die Bedrohung von Stadt und Hochstift Bamberg durch eine Seuche. Unter den wiederkehrenden Seuchen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit war die Pest besonders gefürchtet. Die in erster Linie durch Flöhe von Nagetieren wie Ratten übertragene bakterielle Infektionskrankheit⁴ hatte sich im 14. Jahrhundert von Asien nach Europa ausgebreitet und dort unzählige Todesopfer gefordert.⁵ Ob es sich bei der Epidemie, die Bamberg damals bedrohte, tatsächlich um die Pest oder um eine andere ansteckende Krankheit handelte, ist heute nicht mehr festzustellen; retrospektive Diagnosen werden von der neueren Medizingeschichte generell sehr kritisch gesehen.⁶

Die enge Verbindung von Glauben und Wissen im 16. Jahrhundert zeigt sich darin, dass Schilling die Ursache der Epidemie im *Zorn Gottes über unsere vielfältige Sünden/ Missethat und unbußfertiges Leben sah, wie solchs auß der heiligen Schrift und den Historien genugsam*



Kat.-Nr. 15 Bestallung Dr. Adam Schillings als Hofmedicus durch Bischof Ernst von Mengersdorf, 22. Februar 1586.

Staatsarchiv Bamberg, Hochstift Bamberg, Hofkammer 1067

zusehen (S. 5). Auch ein gelehrter Arzt betrachtete die *Pestilentz* somit primär als göttliche Strafe für menschliche Sünden.⁷ Die wichtigste Aufgabe der Menschen bestand daher darin, ihre Sünden zu erkennen und Gott um Vergebung anzurufen, da er allein die Menschheit von dieser Plage befreien konnte: *Ist deswegen von nöten/ sich vor solcher erschrecklichen plage zu bewaren/ daß sich ein jeder Christ selbst erinnere/ seine sünde bekenne und beweine/ sich zu Gott dem rechten Arzt kere/ inn rechtem glaube anruffe/ unnd mit guter hoffnung zu ihme trette/ sicherheit und sünde so viel möglich vermeide.* (S. 6) Auch die Arzneien und Behandlungsmethoden, die Schilling im Folgenden aufzählte, sollten grundsätzlich im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit gebraucht werden, denn nur so würden die Infizierten von ihrer Krankheit befreit.

Als sekundäre Ursachen für das Auftreten der Epidemie nannte Schilling den Genuss ungesunder Speisen, die Teuerung der Lebensmittel, die Vergiftung der Luft durch stinkendes Wasser und Kloaken sowie ungünstige Witterung (S. 5). Der Autor war sich also bewusst, dass die Verbreitung von Krankheiten durch Umwelteinflüsse und mangelnde Hygiene gefördert wurde. Zudem war ihm bekannt, dass sich die Menschen gegenseitig ansteckten: Wie viele frühneuzeitliche Mediziner⁸ führte er die Seuche auf ein *Contagium*, eine Art krankmachende Substanz, zurück, welche *die leut einander durch die beywohnung Infiziren* (S. 6).

Zu den wichtigsten Schutzmaßnahmen gehörte die Beseitigung von Schmutz und Unrat: Häuser und Gassen sollten *sauber gehalten* und die Stadt gereinigt werden von *allerley miß/ unnd sonderlich [...] Schweine-miß/ taubenkot/ unreinigkeit von den Enten/ Gensen/ Gerbersheusern/ Cloaken/ stinkenden pfülen unnd wassern* (S. 7). Weitere Maßnahmen zielten auf die Isolation der Kranken ab: *Mann soll vermeyden gemeinschaft derer/ so nemlich an solcher schwachheit krank gelegen/ ihre Heuser/ Kleyder/ unnd Bettgewandt* (ebd.). Die Empfehlung, sich zudem von *grosse[n] versammlungen/ Wirtsheuser[n] und gemeine[n] Badstuben* (S. 8) fernzuhalten, erinnert an die Kontaktbeschränkungen, die während der aktuellen Corona-Pandemie erlassen wurden. Gelehrten Ärzten waren grundlegende Aspekte der Ausbreitung von Infektionen also bewusst.

Weitere Empfehlungen des Bamberger Arztes bezogen sich auf die Vermeidung von schwerer körperlicher Arbeit sowie starker Bewegungen des Körpers und des Geistes (S. 8). Zudem sollten Zornausbrüche, heftige Einbildungen und schwermütige Gedanken vermieden werden. Somit bezogen sich Schillings Ratschläge nicht nur auf den Körper, sondern auch auf Geist und Seele, da Körper und Seele nach damaliger Auffassung in einer engen Wechselbeziehung standen.

Des Weiteren waren übermäßiges Essen, durch welches Verunreinigungen im Leib angesammelt würden, sowie das Einatmen feuchter und verschmutzter Luft zu vermeiden: *Dieweil aber wir Menschen der lufft nicht entrathen können/ Sondern derselben tag und nacht gebrauchen müssen/ ist von nöten/ daß sich ein jeder inn guter gesunder lufft erhalte/ dieselbige auch inn seinem Gemach unnd Hauß/ durch wolriechende ding/ unnd allerley reuchwerk/ corrigire und erhalte.* (S. 9) Hierfür unterbreitete der Autor einige Rezepturen und Empfehlungen zur Herstellung wohlriechender Düfte. Häuser, die über einen Kamin verfügten, sollten für das Feuer vor allem Eichen-, Kiefern- oder Quittenholz verwenden. Außerdem konnte der Rauch mit diversen Kräutern wie Wacholderbeeren, Lavendel, Rosmarin oder Kirschlaub angereichert werden. Auf diese Weise sollten alle Gemächer geräuchert werden, ohne dabei jedoch allzu dichten Rauch zu produzieren (S. 9f.).

Bevor die Menschen das Haus verließen, sollten sie präventiv bestimmte Mittel gebrauchen: *Die armen nehmen Rautensafft/ vormischen solchen mit einem sauren Rosenessig/ tunken ein schwemblein darein/ thun sie in Büchlein/ von Wacholderholz gedreht/ riechen daran/ und bestreichen die Nasenlöcher darmit.* (S. 12) Weitere Möglichkeiten waren die Einnahme von Pestilenzwurz, Lorbeer oder Rettich. Reiche hingegen sollten *wolriechende Bisamsöppfel/ inn gülden oder silbernen knöpfen tragen* (S. 13). Somit unterschieden sich die empfohlenen Rezepturen nach Stand und Vermögen, worin sich die Ständehierarchie der Frühen Neuzeit⁹ und die damit verbundene, angeblich gottgewollte sozio-ökonomische Ungleichheit widerspiegeln.¹⁰

Ferner stellte Schilling – wie viele Autoren von Pestschriften¹¹ – Rezepte für die Herstellung verschiedener Arzneien vor. Ein Rezept für die ärmere Bevölkerung sah die Mischung bestimmter Quantitäten an Pestilenzwurz, Liebstöckelwurz, Enzian, Schwalbenwurz, Baldrian, Eberwurz, Rauten, Knoblauchkraut und Koriander vor, die zu einem Pulver zerstoßen wurden (S. 16). Bestimmte Pulver sollten mit Sauerampferwasser eingenommen werden. Sofern möglich, sollten die Menschen Ärzte aufsuchen, um sich über weitere Arzneien und Behandlungsmöglichkeiten aufklären zu lassen. Da ärmere Menschen mitunter aber nur schwer Zugang zu Ärzten hatten, sollten sie sich mit den allgemein gebräuchlichen Pestilenzpillen behelfen. Auch Aderlässe sollten der Vorbeugung der Krankheit dienen, worin sich Schillings Verwurzelung in der antiken Humoralpathologie widerspiegelt. Eine Krankheit entstand demnach durch ein Ungleichgewicht der vier Körpersäfte Schleim, Blut, gelbe und schwarze Galle. Häufig wurde schädliches Blut als Krankheitsursache angesehen, welches durch Aderlässe verringert werden sollte.¹²

Im nächsten Kapitel seiner Pestschrift beschrieb Schilling, wie Kinder vor der Pest geschützt werden konnten: *Man kan ihnen [...] folgendes pulver/ mit einem pfiersingwasser oder Tormentillenwasser eingeben/ auff ein halb quintlein/ mehr oder weniger/ nach gelegenheit und alter des Kindes. Nimb gebrant Hirschenhorn/ Corzelnkraut/ Wurmsamen/ Sauerampffersamen/ jedes gleich vil/ mach ein pulver drauß. Den Kindern gibt man zu der zeit nützlich eingemachten Citronat/ Rosenzucker/ Boragenzucker¹³/ Cardobendichtenwasser/ Melissen und Wermutewasser/ auch etliche kern von den Citronen.* (S. 21) Wie viele zeitgenössische Pestschriften¹⁴ präsentierte also auch Adam Schilling ein ganzes Bündel von Maßnahmen und Rezepturen, um die Einwohner der Stadt Bamberg vor der Seuche zu schützen bzw. einer Ansteckung vorzubeugen.

Im folgenden Abschnitt beschrieb der Autor, anhand welcher Symptome die Pest zu erkennen war: *Zum ersten/ Wenn hend und füß kalt seind/ und der kranke doch innerliche hitze des Leibes befindet. Zum anderen/ Wann einem der gantze Leib schwer/ befindet stechen in den seyten/ ist müde one ursach/ trege/ hat schweren stinkenden athem. Zum dritten/ hefftiger wehtag und beschwerung des heupts. Zum vierten/ Angst und traurigkeit/ auch zu zeiten ohnmacht. Zum fünfften/ Wann der krank stetigs begert zu schlaffen/ oder aber gar nit schlafen kann/ als wann er wahnwitzig were. Zum sechsten/ Ein groß starzendt gesicht. Zum siebenden/ Wehtag des magens/ zerstörung des appetits unnd unwillen zu der speiß [...] und so das/ was erbrochen wird/ vielerley farben hat* (S. 24f.). Der Arzt kannte also eine Reihe typischer Symptome; auch heute gelten Kopf- und Gliederschmerzen, Erbrechen, Fieber und neurologische Störungen als Anzeichen der Krankheit.¹⁵ Die Pestilenz wurde demnach phänomenologisch erfasst und beschrieben. Als weitere Anhaltspunkte zur Identifikation der Seuche galten ein schneller Puls, stinkender Harn und als auffälligstes Merkmal die charakteristischen Beulen. Sollten sie derartige Anzeichen wahrnehmen, sollten die Menschen einen Arzt konsultieren.

Anschließend gab Schilling zahlreiche Ratschläge zur Behandlung Infizierter. Er riet dazu, *wolgesaltzener Hünner oder fleischbrüe ein halbes Seidlein/ einen Ayerdotter/ roten zucker drei lot/ Saltz ein halb quintlein/ [und] Cassien zwey lot* (S. 26) zu mischen und einzunehmen. Die Patienten sollten möglichst nicht schlafen, denn hierdurch würde das Gift zum Herzen wandern und zum Tod führen. Ebenso wurden Aderlässe an bestimmten Stellen des Körpers empfohlen,¹⁶ deren Anwendung sich danach richten sollte, wo sich die Beulen bzw. Blattern befanden. Erschienen sie am Hals oder den Schultern, sollte der Eingriff am kleinen Finger erfolgen; befanden sie sich hinter den Ohren, dann war

der Aderlass am Daumen vorzunehmen. Hatten sich die Beulen auf der Brust gebildet, sollte man die Leberader am Arm verwenden. Nach dem Aderlass sollten die Patienten ihr Herz durch eine zuckerhaltige Mischung stärken. Personen, bei denen kein Aderlass möglich war – etwa Kinder oder Ältere – sollten Blutegel aufgelegt und Schweißtrünke verabreicht werden. Nach der Einnahme eines solchen Trunks sollten sich die Kranken ins Bett legen und schwitzen (S. 26–28). Ein typisches Rezept Adam Schillings für einen Schweißtrunk lautete: *Nim guten gebrandten wein drey lot/ Campffer ein halb lot/ zerreibe es wol in einem Mörser/ und heb solch wasser auff. [...] / nimb von solchem wasser ein quintlein/ thue darzu Scabiosenwasser/ und Saurampferwasser/ jedes zwey lot/ guten Tirack ein quin[tlein.] Tormentillwurz ein drittheil eines quintleins/ vermisch es/ nimbs alles auff ein mal/ ist trefflich gut/ so es der Kranke behelt/ unnd darauff schwitzet* (S. 29). Wenn Patienten während des Schwitzens an Durst litten, sollte man ihnen Zucker reichen. Nach dem Schwitzen durften Fleisch- oder Hühnerbrühe getrunken werden. Gegebenenfalls sollte die Prozedur mehrmals an aufeinanderfolgenden Tagen durchgeführt werden (S. 30–34). Die Patienten sollten dabei auf den Konsum von Wein verzichten und stattdessen Sauerampfer-, Skabiosen- oder Rosenwasser bzw. Granat-, Limonen- und Zitronensaft einnehmen. Zudem sollte das Krankenzimmer möglichst oft gereinigt und der Heilungsprozess durch eine passende Diät unterstützt werden: *Ein jeder esse/ nach seinem vermögen/ gelinde leichtdewige¹⁷ speiß/ und gar wenig fleisch/ enthalte sich des Weins/ trincke zu zeiten ein trüncklein lauters Biers/ das nicht zu hart gehöpfft sey/ biß fünff tag hinkommen/ danach darffer zu zeiten ein trüncklein gewessertes Weins trincken* (S. 37).

Der folgende Abschnitt der Schrift befasst sich mit verschiedenen Arten von Pestbeulen und ihrer Behandlung.¹⁸ Pestbeulen unterschieden sich demnach vor allem hinsichtlich ihrer Farbe. Die betroffenen Bereiche des Körpers waren vorrangig Ohren, Beine und die Partien unter den Achselhöhlen. Sobald Pestbeulen entdeckt wurden, mussten sie herausgezogen werden. Dafür war zunächst eine Behandlung mit verschiedenen Ölen und Salben nötig (S. 39f.). Entweder wurden die Öle direkt in die Haut eingerieben oder mit einem Tuch auf die Beulen getupft. Ferner bestand die Möglichkeit, ein junges Huhn aufzulegen, welches das Gift an sich binden sollte. Zudem kamen Kröten zum Einsatz, die aufgespießt, in der Sonne getrocknet, in Wein eingelegt und anschließend auf die Pestbeulen gelegt wurden. Weitere Tiere, die hier Anwendung fanden waren Tauben, Hähne oder Blutegel (S. 40). Das Auflegen von Pflastern, die aus Kamille, Leinsamen, Feigen, Zwiebeln, Sauerteig, Baldrian, Taubenmist und

Senf hergestellt wurden, versprach ebenfalls Besserung. Arme konnten zudem in Öl gerösteten Gänsekot auflegen. Speziell für die Beulen hinter den Ohren wurde eine Mischung aus Honig, Salz, Eidotter, pulverisierten Bohnen und ein wenig Rosenöl empfohlen. Die Alternative für die ärmere Bevölkerung bestand aus fein geschnittenen Rettichscheiben oder Zwiebeln, die mit Honig und Butter vermenget wurden (S. 41–43). Derartige Pflaster sollten maximal fünf bis sechs Stunden angewandt werden.

Nach zwei Tagen sollten dann die Beulen mit Hilfe von Schermessern, Nadeln oder glühenden Eisen geöffnet werden. Im Anschluss an die Öffnung und das Herausziehen des Giftes empfahl Schilling, die Wunden von einem Wundarzt reinigen zu lassen und so lange offen zu halten, bis das Gift aus dem Körper geflossen war. Darauf folgte das Auftragen einer Reinigungssalbe bzw. eines Reinigungspflasters, um den Heilungsprozess unterstützen. Rote Beulen sollten geöffnet und gesäubert werden sollten, bevor sie sich zu gefährlichen schwarzen entwickelten. Schilling war sich zwar bewusst, dass diese Behandlungsmethoden äußerst schmerzhaft waren, doch sei *besser gebrandt/ geschnitten/ unnd schmerzen gemacht/ dann das leben verloren* (S. 53).

Die Pestschrift von Adam Schilling zeigt beispielhaft, über welchen Kenntnisstand Mediziner des 16. Jahrhunderts verfügten und mit welchen Methoden sie die *Pestilentz* bekämpfen und heilen wollten. Neben aus heutiger Perspektive fragwürdigen Mitteln können auch Aspekte festgestellt werden, die tatsächlich eine Wirkung gezeigt haben dürften, wie die Beachtung hygienischer Grundsätze oder die Isolierung von Kranken. Zudem wird deutlich, wie stark die Präventionsmaßnahmen und Behandlungsmethoden von der gesellschaftlichen Stellung der Patienten abhängig waren: Armen fehlte nicht nur häufig der Zugang zu gelehrten Ärzten, sondern auch die finanziellen Mittel, um sich kostspieligere Arzneien zu leisten. Die Tatsache, dass die Pestilenz in der Schrift des Arztes Adam Schilling als eine von Gott geschickte Krankheit gesehen wurde, zeigt schließlich, dass Glaube und Wissen, religiöses Weltbild und medizinische Praxis im späten 16. Jahrhundert noch aufs Engste miteinander verschränkt waren.

Susanna Göhring

Kat.-Nr. 15

Bestallung Dr. Adam Schillings als Hofmedicus durch Bischof Ernst von Mengersdorf, 1586 Februar 22. Staatsarchiv Bamberg, Hochstift Bamberg, Hofkammer 1067. Aufgeschlagen: Bl. 2v–3r (Doppelseite aufgeschlagen, 33 x 45,5 cm).

Kat.-Nr. 16

Adam Schilling, Regiment, wie man sich inn der grausamen unnd erschrocklichen Plage der Pestilentz bewaren, auch so jemand damit behafftet mit göttlicher Verleihung und Gnaden demselben soll gerathen werden. Nürnberg: Gerlach, 1575. [32] Bl. 19 x 15 cm. Staatsbibliothek Bamberg, RB.Com.med.q.20. Aufgeschlagen: Titelblatt.

- 1 Vgl. Wilderotter 1995, S. 22–26; Behringer 2003, S. 66–70; Neumaier 2014; Sturm 2014, S. 113–118.
- 2 StAB, B 26 b, Nr. 13, S. 2.
- 3 Vgl. Sailer 1970, S. 72f.
- 4 Vgl. Ulbricht 2004b, S. 326f.
- 5 Vgl. Bergdolt 1994, S. 34.
- 6 Vgl. Leven 2005, S. 25–31; Jütte 2013, S. 24–26.
- 7 Vgl. auch die Beispiele bei Sturm 2014, S. 101, 103.
- 8 Vgl. Leven 2005, S. 21f.; Lindemann 2013, S. 51f.; Nutton 2022, S. 223–230.
- 9 Vgl. Mat'a 2019.
- 10 Vgl. auch Hatje 1992, S. 46f.
- 11 Vgl. Sturm 2014, S. 109.
- 12 Vgl. Bergdolt 1994, S. 21.
- 13 Möglicherweise Verschreibung für Orangen.
- 14 Vgl. Wolff 2021, S. 89f.
- 15 Vgl. Rankin 2003, S. 952.
- 16 Vgl. dazu Jütte 2013, S. 113, 127f.; Sturm 2014, S. 110f.
- 17 leicht verdauliche.
- 18 Vgl. dazu auch Sturm 2014, S. 111.